

Brühler Heimatblätter

für den Bereich der Stadt und des ehemaligen kurkölnischen Amtes Brühl

Herausgeber: Brühler Heimatbund.

Geschäftsstelle: Brühl, Königstraße 7.

Druck: Peter Becher, Buchdruckerei, Brühl.

Einzelpreis 50 Pf

Nr. 3

Juli 1962

19. Jahrgang

Dr. theol. Joseph Greven

Professor der Kathol.-Theol.-Fakultät an der Universität zu Bonn

Lebensbild eines Gelehrten und um Brühl verdienten Heimatforschers

Kurz vor dem 1. Weltkrieg erfüllte sich Joseph Greven's langgehegter Wunsch. Der junge Kaplan der St.-Paul-Pfarre in Düsseldorf wurde Religions-, Erdkunde- und Französisch-Lehrer am Lyzeum der Ursulinen in Brühl. Hier, in der Nähe Kölns und der Alma mater Bonnensis war er zu Hause, entstanden seine Arbeiten, die das Heimatgeschichtliche, die Erforschung der letzten kurfürstlichen Zeit im kölnischen Raum und die rheinische Kirchengeschichte verbanden.

Viele Arbeiten, die hier besprochen werden, viele Vorträge, die er in feinsinniger und formvollendeter Weise hielt, manche Ausstellungen, die seiner Initiative entsprangen, füllten die Jahre seiner Tätigkeit aus.

Joseph Greven wurde am 1. April 1883 in Köln geboren. Seine Eltern, der Vater Heinrich Greven und die Mutter Johanna geb. Kreuer, entstammten alteingesessenen Kölner Familien. Joseph Greven war mit Stolz Kölner und hat den weitverasteten Stammbaum der Familie Greven eingehend erforscht. Lückenlos über 9 Generationen führt er zurück zum Grevenhof in Köln-Brück; denn die Greven sind über 500 Jahre in Köln ansässig. Im Herzen des alten Köln, in der Pfarre St. Kolumba, hat Joseph Greven seine Jugend verlebt. Den Vater verlor er schon 1897, während er als Obertertianer das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium besuchte. Seine Mutter hat nicht nur ihn überlebt, sondern vor ihm schon drei seiner Brüder - eine Schwester hatte er nicht - in's Grab sinken sehen.

Joseph Greven hatte seine Mutter ganz zu sich genommen und vorbildliche Sohnsplacht an ihr erfüllt.

Mit einem für Geschichte und Kunst empfänglichen Geist und reichen Talenten ausgestattet, hat er aus dem heimatlichen Boden und aus Köln, aus dieser von Geschichte so ganz erfüllten Stadt, die tiefe Heimatliebe und die Begeisterung für die Geschichtswissenschaft in sich aufgenommen.

Ostern 1902 verlies er als Abiturient das Gymnasium und begann im Sommer 1902 sein Theologiestudium in Freiburg i. Br. Schon im Winter 1902/1903 kam er wieder in seine Heimat zurück und studierte 7 Semester in Bonn. 1906 trat er in das Kölner Priester-Seminar ein, zum letzten Vorbereitungsjahr auf die Priesterweihe.

Vom ersten Tage seines Studiums an nahm er jede Gelegenheit wahr, sich in der Geschichte, vor allem der Kirchengeschichte, auszubilden.

Am 24. 2. 1907 wurde er in Köln zum Priester geweiht und war danach Pfarrvikar in Kierdorf Krs. Euskirchen. Er blieb dort bis 1911. In dieser Zeit gelang es ihm, neben seinen seelsorgerischen Pflichten seine Dissertation „Die Anfänge der Beginen“ fertigzustellen, „ein Beitrag zur Geschichte der Volksfrömmigkeit und des Ordenswesens im Hochmittelalter“. Sein gestrenger Zensor stellte dieser Arbeit das Zeugnis aus, daß sie „einen ungewöhnlich verwickelten und schwierigen Gegenstand“ behandle, dessen „Quellen spärlich und außerordentlich zerstreut“ seien, ein Problem, „an dem sich die Forschung schon seit 300 Jahren abmühe, ohne es gelöst zu haben“, daß sie „überall neue und selbständige Forschung biete“ und „seiner Überzeugung nach die Sache in allem Wesentlichen endgültig erledigt habe“. Es handelte sich hier tatsächlich um den ersten, sicheren Wurf eines echten Forschers. Und das Prädikat „Summa cum laude“, das ihm die Fakultät zuerkannte, war wohl verdient.

Am 23. November 1911 war seine feierliche Promotion. In dieser Zeit wurde er als Kaplan nach Düsseldorf verpflichtet, ehe er 1913 zur Ursulinenschule nach Brühl übersiedelte.

Bei der Untersuchung über den Ursprung des Beginenwesens ist Greven auf Handschriften gestoßen, die bis dahin von der Forschung übersehene wichtige Predigten eines bedeutenden Volks- und Kreuzzugspredigers, des späteren Kardinals Jakob von Vitry, enthielten und die das religiös-sittliche Leben seiner Zeit schilderten.

Diese seine Arbeiten verbanden ihn vor dem Weltkrieg mit belgischen Persönlichkeiten, Archiven und Bibliotheken. Durch den Krieg wurden diese Verbindungen jäh abgeschnitten. Das führte Joseph Greven wieder mehr zur engeren Heimat zurück. Vor allem fesselte ihn der Zeitgenosse Jakob von Vitry's im Rheinland: Caesarius von Heisterbach.

In den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, dem er als Vorstandsmitglied angehörte, erschienen seine „Studien zu Caesarius von Heisterbach“ und der Aufsatz „Die Vita Engelberti des Caesarius von Heisterbach“.

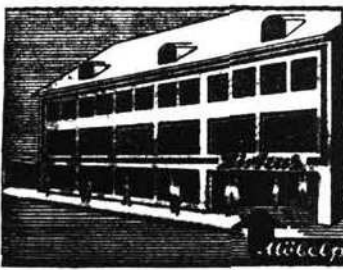
Andere Arbeiten behandelten ein Thema, auf das ihn seine damalige Heimat Brühl brachte: „Kurfürst Clemens August von Köln“; auch sein Beitrag zur allgemeinen Heimatgeschichte „Aus der Geschichte der Stadt Brühl“, 1921 herausgegeben v. F. A. Jungbluth in „Rheinische Heimatbücher“ ist erwähnenswert. Gern sprach Greven in Heimatvereinen in Brühl über heimatliche Geschichte. So hielt er beispielsweise in der Ortsgruppe des Brühler Eifelvereins einen Vortrag „Über den Tod des Freiherrn von Roll am 5. Mai 1733“.

Greven war für die Bedeutung bestimmter Persönlichkeiten oder auch von Einzelheiten der Geschichte, die andere übersehen hatten, klarsichtig und in der Aufdeckung der geschichtlichen Zusammenhänge scharfsinnig; immer sah er dabei hinter den Personen und Einzelheiten die große Welt, in die sie gehörten.

Der Unterricht am Lyzeum befriedigte den Wissenschaftler auf die Dauer nicht. Sein Ziel war die Alma mater in Bonn. Um der akademischen Laufbahn willen wollte er die gesicherte Stelle des Religionslehrers aufgeben. 1921 reichte er deshalb bei der Bonner Kathol.-Theol. Fakultät seine Habilitationsschrift ein. Auch hierzu gab ihm Jakob von Vitry als der Prediger des von Innozenz III. vorbereiteten, nach dem Tode des großen Papstes 1217 mit geringem Erfolg ausgeführten Kreuzzuges, die Anregung: Greven untersuchte in dieser Schrift die Gründe des Erlahmens des Kreuzzugseifers und fand sie in der Opposition der französischen Krone gegen die immer stärker werdende päpstliche Kreuzzugshoheit. In jeder dieser Untersuchungen gelingt es Greven aus seiner gründlichen Kenntnis des Hochmittelalters heraus und durch seine scharfen Textanalysen etwas wirklich neues zu entdecken und in ein neues Licht der Zeitgeschichte zu stellen. Am 3. Mai 1922 hielt Greven seine Antrittsvorlesung als Privatdozent für Kirchengeschichte. Seine Vorlesungen, in denen er die gesamte Kirchengeschichte las, waren wegen ihrer Klarheit und ausgereiften Form bei den Studenten angesehene und beliebt.

1923 wurde ihm der Professortitel verliehen. Im gleichen Jahr entstand auch eine ganz ausgezeichnete Zusammenstellung in den 3 Bändchen Kirchengeschichte des Lehrbuches der katholischen Religion für Höhere Schulen „Licht und Leben“, denen er die Titel gab: Die Kirche in den Umwälzungen der Neuzeit. Es spricht für die Güte dieser Arbeit, daß dieses Buch noch heute in den Schulen benutzt wird.

Es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, die Geschichte der Kirche apologetisch zu färben. Davor bewahrte ihn nicht nur die Wahrheitsstrenge des echten Historikers, sondern auch gerade sein kirchlicher Sinn.



Mäbel-Zicküs Brühl

Das bekannte Fachgeschäft Bönningergasse 21 – 25

würde sich freuen, auch Sie von seiner Leistungsfähigkeit überzeugen zu dürfen.

Stets große Auswahl - Niedrige Preise - Gute Qualität - Sorgfältige Beratung - Bequeme Teilzahlung!

Gern stellte er seine Kraft und sein Wissen auch außerhalb der Forschung und Berufspflicht in den Dienst der Kirche, sei es durch Aushilfe in der Pfarrei, in der er wohnte, sei es mit Vorträgen oder durch Beratung. So war der letzte Dienst, den er leistete, ein glänzender Vortrag über den hl. Norbert von Xanten, den er 1934 in Xanten im kathol. Akademikerverband gehalten hat.

Im Oktober 1934 benutzte er die Zeit des unfreiwilligen Wartens auf den Einzug in sein von ihm mit schönster Aussicht in die geliebte rheinische Landschaft erbautes neues Haus, um eine an sich geringfügige und ungefährliche Operation vornehmen zu lassen. Er sollte in das Haus, auf das er sich so sehr gefreut hatte, nicht einziehen. Die unberechenbare Gefahr jeder Operation, der Eintritt einer Embolie, wurde bei ihm Wirklichkeit. Mitten aus seinen Plänen, aus nicht wenigen angefangenen Arbeiten, rief ihn am Sonntag, dem 3. November 1934, der Herr über Leben und Tod aus dieser Zeitlichkeit ab.

Daß seine Freunde und Schüler ihn nicht vergessen mögen, ist der Sinn dieser Aufzeichnungen.

Zur Entstehung des Brühler Gemeindegebiets

von Fritz Wündisch

Alle Dorfgemeinden sind hervorgegangen aus genossenschaftlichen Zusammenschlüssen von Fronbauern zur Wahrung ihrer Rechte gegenüber ihrem Grundherrn, waren also ursprünglich reine Personenverbände. Da in jeder Siedlung meist mehrere Grundherren berechtigt waren und jeder Grundherr meist Rechte in mehreren Siedlungen besaß, war der Begriff „Gebiet“ gegenstandslos. Es gab keine auf der Erdoberfläche umgrenzten Räume, in denen nur ein Herr- und folglich nur eine Frongenossenschaft - zuständig war, und umgekehrt beschränkte sich die Zuständigkeit einer solchen Genossenschaft nicht auf die Flur einer einzigen Siedlung.

Gegen Ausgang des Mittelalters aber wurden dann diese persönlichen Zuständigkeiten allmählich „territorialisiert“. Die Inhaber v. Hochgerichtsbarkeitsrechten, die diese Rechte vor dem nur als Rechtsbündel verschiedenster örtlicher Zuordnung besessen hatten, entwickelten daraus die „Landesherrschaft“. Der Satz kam auf „Quidquid est in territorio, est etiam de territorio“: In einem bestimmten Bezirk kann es nur einen Herrn geben, in dessen Hand alle auf diesen Bezirk bezüglichen Herrschaftsrechte vereinigt sind.

Ähnlich verlief - zeitlich nachfolgend - die Umgestaltung der „Gemeinden“ von Personenverbänden zu „Gebietskörperschaften“. Mittler dieser Umgestaltung waren - Viehherden!

Das einzige flächenbezogene Recht der Fronbauerngenossenschaft war nämlich das Recht, das gesamte zum Fronhof ge-

hörende Land gemeinsam beweiden zu lassen, soweit es nicht gerade angebaut war. In diesem Weidrecht - der „Schweid“ - schimmert noch durch, daß jeder Fronhof ursprünglich eine nicht in Einzelhufen oder gar Einzelparzellen aufgeteilte Einheit war. Wenn Hufen, die zu verschiedenen Fronhöfen gehörten, irgendwo im Gemeinde lagen, mag es über die Ausübung der Schweid oft Streitigkeiten gegeben haben. Im Zuge der „Territorialisierung“ verschwanden aber allmählich diese Reibungsflächen; Enklaven wurden von den sie umgebenden größeren Schweidbezirken aufgesogen.

Diese Entwicklung läßt sich im Brühler Raum gut verfolgen. Ursprünglich war der weitaus größte Teil des Brühler Gebiets Fronland des Burghofs als des Nachfolgers der Fronhöfe Pingsdorf und Merreche. Darin eingeschlossen lagen zahlreiche einzelne Grundstücke, die zu den Fronhöfen Vochem oder Badorf gehörten. Alle diese Grundstücke gingen in der „Brühler Schweid“ auf. Andererseits wurden einzelne Exklaven des Burghofs in die „Vochemer Schweid“ oder in die „Badorfer Schweid“ einbezogen. Die Hufen des Palmersdorfer Fronhofs lagen weit verstreut zwischen Rondorf und Cardorf. Nachdem alle „Außen“-Hufen in den jeweiligen örtlichen Schweidbezirken aufgegangen waren, erwies sich das restliche, um die beiden Palmersdorfer Höfe herum gelegene Gelände als zu klein, um einen eigenen Schweidbezirk zu bilden. Außerdem fühlten sich die Inhaber der beiden Höfe anscheinend so sehr als Brühler Bürger, daß die Palmersdorfer Schweid von Anbeginn an als zur Brühler Schweid gehörig betrachtet wurde. So war die Brühler Schweid in urkundlich faßbarer Zeit umschlossen von der Vochemer, der Meschenicher, der Berzdorfer, der Schwadorfer, der Badorfer und der Liblarer Schweid. In dem urwaldähnlichen kurfürstlichen „Forst“ auf der Ville gab es keine Weidrechte, sodaß er zu keinem „Gemeindegebiet“ gehörte.

In dem Maße wie sich die einzelnen Schweidgebiete voneinander sonderten, legte man ihre Grenzen an wichtigen Punkten fest. Solche Schweid-Grenzpunkte wurden meist „Läge“ genannt, Einzähl „Lag“. Das Wort hat sich heute nur noch in der Sprache der Markscheider erhalten, die den Grenzstein eines Bergwerkfeldes „Lochstein“ nennen und ein Feld „verlochsteinen“, indem sie seine oberirdischen Grenzen im Gelände festlegen.

Als „Läge“ benutzte man anfangs meist markante Bäume. Einkerbungen besonderer Art, die in Richtung der benachbarten Länge wiesen, kennzeichneten die Lagbäume.

Manchmal wurden auch „Blausteine“ als Läge verwendet. Diese Blausteine, auch „Unkelsteine“ genannt, waren unbehauene Basaltsäulen aus dem Siebengebirge, die höchstwahrscheinlich schon von den römischen Agrimensoren gesetzt worden waren. Auf ihr hohes Alter deutet vor allem der Umstand hin, daß sie nur selten - mehr zufällig - Schweidgrenzen bezeichnen, viel häufiger aber kirchliche Zehntbezirke abmarken. Da diese Zehntbezirke im Brühler Raum spätestens im 10. Jhd. festgelegt wurden, zu einer Zeit also, als sich niemand die Mühe machte, Grenzsteine zu setzen,



VOLKSBANK

FÜR DIE LANDKREISE KÖLN UND BERGHEIM e. G. m. b. H.

Brühl / Bez. Köln, Tiergartenstraße 1-7
Bergheim, Hauptstraße 100

* Horrem / Bez. Köln, Hauptstraße 27
Frechen, Hauptstraße 93

Annahme von Spareinlagen - Scheckverkehr - Überweisungen - Wertpapiere - Bausparen - Kredite - Vermögensberatung -

spricht vieles dafür, daß man sich damals an bereits vorhandene Grenzsteine anlehnte. Heute gibt es im Brühler Raum keine solchen Blausteine mehr. Wer aber die Standorte der vormals vorhandenen Blausteine nach den - allerdings spärlichen - Angaben der überlieferten Archivalien festlegen würde, könnte daraus wertvolle Aufschlüsse für die römischen Limitationen erhalten.

Seit dem 16. Jhd. erscheinen auch „Schweidkreuze“ als Läge. Anfangs waren diese Kreuze sicherlich alle aus Holz gefertigt. Da aber hölzerne Kreuze nur eine beschränkte Lebensdauer haben, ersetzte man sie nach und nach - manchmal auf Gemeindekosten, manchmal auf Kosten einzelner Bürger - durch steinerne Kreuze.

Während ursprünglich nur die Schweidgebiete gegeneinander abgemarkt wurden, gingen später auch die größeren Grundbesitzer dazu über, die Grenzen ihres Eigentums durch Läge zu bezeichnen. Da von diesen zunächst „privaten“ Lägen auch die Grenzen dazwischenliegender kleinerer Grundstücke abgeleitet wurden, genossen auch sie öffentlichen Glaubens.

Wie fast alle Rechtsätze des Mittelalters mündlich überliefertes Gewohnheitsrecht waren, das bei Bedarf von alten, erfahrenen Leuten durch „Weistümer“ „gewiesen“ wurde, so wurden auch die Schweidgrenzen jahrhundertlang nie schriftlich - oder gar kartenmäßig - festgelegt. Jedermann wußte, wie weit eine Gemeinde ihr Vieh treiben durfte, und wenn einmal Zweifel entstanden, dann wurden die alten Leute befragt. Damit aber die Überlieferung nicht abriß, wurde es allmählich Brauch, in jeder Generation mindestens einmal mit der ganzen Gemeinde die Grenzen der Schweid abzugehen. Solche „Schweidgänge“ waren immer große Volksfeste. Die alten Leute wiesen die Läge, und die jungen Burschen wurden mit ihren Hintern an die Läge gestoßen oder erhielten an wichtigen Punkten derbe Ohrfeigen, damit sie noch nach 50 Jahren sagen konnten: „Ja, an dieser Stelle war's. An dieser Stelle habe ich damals eine hinter die Ohren bekommen, daß mir heute noch Hören und Sehen vergeht!“

Bei den Schweidgängen wurden nicht nur die Läge besichtigt, sondern auch der Zustand der öffentlichen Wege überprüft. Nur wenige geschotterte Straßen gab es ja vorzeiten; die meisten Wege waren nur Trampelpfade in Karrenspuren, so daß es für die Anrainer ein leichtes war, sie in ihre Äcker einzubeziehen.

Seit dem 16. Jhd. wurde es üblich, über die Schweidgänge Protokolle zu erstellen. Das älteste erhaltene Protokoll betrifft den Schweidgang vom 3. Juni 1556, durch den Streitigkeiten zwischen den Gemeinden von Brühl und Vochem beigelegt werden sollten. Leider sind in dieser Urkunde (Stift St. Georg Urk. Nr. 306) einige Stellen nicht mehr zu entziffern. Besser ist ein Protokoll vom 26. Jan. 1591 (Stift St. Georg Urk. Nr. 335) überliefert.

Die älteste im Brühler Stadtarchiv erhaltene Aufzeichnung betrifft den Schweidgang vom 3. Okt. 1649. Sie ist dem vielbewährten Stadt-, Amts- und Gerichtsschreiber Tilmann Feuerpeil zu verdanken, der in dem „Statt Brüelische Aczins-, Ordinantz- und Bürgermeisterbuch“, einen dickleibigen Folianten, vieles Wissenswerte der Nachwelt überlieferte. Ausser Feuerpeil haben auch noch seine Nachfolger Wendelin Martini und J. C. Breuer einige Schweidprotokolle in das Ordinantzbuch eingetragen, zuletzt die Niederschrift vom Dreikönigentag 1706. Weitere Niederschriften finden sich in den Ratsprotokollen. Die letzte Aufzeichnung über Schweidrechte ist in französischer Zeit entstanden, eine Urkunde (Nr. 528) des Notars Zaaren vom 27. Frimaire XI.

Mit dem Zusammenbruch der kurfürstlichen Landesherrschaft erlosch auch das uralte Brauchtum des Schweidgangs. Rationalistisch ersetzten die Franzosen den auf überlieferten Gewohnheiten beruhenden Begriff der „Schweid“ durch den Begriff des vom Staate bestimmten „Gemeindegebiets“. Die Grenzen des Brühler Gemeindegebiets scheinen allerdings in französischer Zeit noch nicht im einzelnen festgesetzt worden zu sein. Zuvor mußte ja erst einmal das ganze Gelände ver-

Betten und Bettwaren

kauft man nur im Fachgeschäft

Bettenhaus Bong

Brühl, Uhlstraße 65-67

messen werden. Erst in preußischer Zeit, im Jahre 1820, waren die erforderlichen Vorarbeiten geleistet. Die - zwischen dem 12. Aug. und 24. Sept. 1820 entstandene - Urkunde, in der die „Begränzung der Bürgermeisterei Brühl“ erstmals genau festgelegt ist, wird im Stadtarchiv Brühl unter der Nr. 34/19 aufbewahrt. Sie umfaßt das Gebiet der „Samt-gemeinde“ Brühl, also einschließlich Berzdorf, enthält aber auch die internen Grenzen der Spezialgemeinden.

Als Zeugen altehrwürdigen Brauchtums und als reiche Fundgruben von Flurnamen sollen im folgenden alle bisher bekanntgewordenen Schweidgangs-Protokolle abgedruckt werden. Inhaltsangaben der Urkunden von 1556 und 1591 bringt das Rhein. Siegel- und Urkundenbuch, herausgegeben von der Stadt Brühl 1952. Die Schweidprotokolle des Ordinantzbuchs hat Niessen 1922 in den „Brühler Heimatblättern“ abgedruckt, allerdings mit zahlreichen Lesefehlern. Alle anderen vorerwähnten Protokolle sind bisher noch nicht veröffentlicht worden.

(Fortsetzung folgt)

Ippenbach, Stadtbrunnen und Brandgassen zu Brühl

Von Peter Zilliken †

(2. Fortsetzung)

Wasserversorgung für gewerbliche Zwecke

Wie heute, so waren auch in den vergangenen Jahrhunderten eine ganze Anzahl Brühler Bürger durch ihre Gewerbe auf die Verwendung größerer Wassermengen angewiesen. Das erforderliche Wasser wurde teilweise den privaten Hausbrunnen, zum andern Teil den vom Vorgebirge in die Ebene fließenden Bächen bzw. aus dem von jenen gefüllten Stadtgraben oder den von diesem abgeleiteten und durch die Stadt geführten Wasserläufen entnommen. Durch die infolge der Stadtmauer erzwungene Enge der Bebauung und Schwierigkeit der Wasserversorgung ergab es sich, daß auf vielen Grundstücken und Häusern fremde Gerechtsame in der Weise bestehen, daß die Brunnen von Nachbarn mitbenutzt werden konnten; der Zugang zu den Schöpfstellen des Stadtgrabens usw., oder die Verlegung eines Ableitungskanals über und durch ein fremdes Grundstück, von dessen Eigentümer

TEXTILHAUS

Kamphausen

Telefon 2495

Brühl

Kölustraße 5

Das Haus
der guten
Qualitäten

gestattet werden mußte. Derartige Lasten auf Eigentum und Besitz wurden bei Eigentumswechsel immer wieder betont. Sie sind ein Beweis für den hohen Gemeinschaftssinn, der der Wohngemeinschaft in unseren alten, deutschen Städten eigen war.

Bis gegen Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts besaß Brühl einen durchaus ländlichen Charakter. Eine geschlossene Bebauung der Straßen war kaum, dagegen die Art des Anbaues mit dazwischenliegenden Gärten allgemein vorhanden. So hatte die Wallstraße z.B. einen 109 Meter langen Teil, der nicht bebaut war. Die Wohnungen waren meist in der alten deutschen Bauweise aus Fachwerk mit Ziegelsteinen oder mit Latten und Lehmewurf hergestellt. Ihre Bewohner suchten ihren Unterhalt als Handwerker, kleine Geschäftsleute (in ganz Brühl gab es jedoch keine Spiegelscheibe im Schaufenster), Landwirte und Arbeiter, letztere bezeichnete man damals allgemein als Tagelöhner. Die meisten Brühler hatten, wie wohl in dem größten Teil der deutschen Städte üblich, bis ins 19. Jahrh. hinein, irgendwie mit Feldbau und Viehzucht zu tun. Da der Anbau der Reben im vergangenen Jahrh. nach und nach am Vorgebirge endgültig aufgegeben wurde, waren es Ackerbau und Viehzucht, die in Brühl in fast ausgedehntem Maße betrieben wurden. Man hielt um 1885 wohl gegen 300 Milchkühe hierselbst, bei einer Einwohnerzahl von rund 4000. Die landwirtschaftliche und gewerbliche Betätigung erforderte eine Menge Gebrauchswasser, daß, wie bereits ausgeführt, nur zum Teil von den Hausbrunnen geliefert werden konnte; im übrigen mußte es vom Stadtgraben oder seinen Überresten bezw. den Bachläufen hergebehen werden. Von den drei um 1880 bestehenden Brühler Bierbrauereien erhielt die Brauerei Kribben (Drezus) 1840 eine neue Pumpe und die Brauerei Früh (jetzt Giesler) 1861—66 mehrere Pumpen und Wasserleitungen durch den Brunnenmeister P. Litterscheidt. Wie unsere Großväter erzählten, benutzte man aber noch gegen 1860 in der „Krone“, dem alten Gasthaus am Markt, das Wasser des Ippenbaches zum Bierbrauen. Dies klingt heute unglaublich, dürfte aber angesichts der damaligen Wasserverhältnisse durchaus möglich gewesen sein. Im Jahre 1909 wurde auf der Uhlstraße eine Holzleitung, eine Kastenleitung aus 4 Brettern hergestellt, die wohl Wasser vom Janshof zur Brauerei Kribben führte, freigelegt. Sie lag etwa 2 Meter von der Häuserfront entfernt, an der dem Janshof gegenüberliegenden Uhlstraßen-seite vor dem Hause Kaus.

Der Leinwandwebereien zählte man gegen 1870 noch drei in Brühl. 75 Jahre früher waren es übrigens genau soviel. Zu derselben Zeit, also um 1795, gab es bei einer Einwohnerzahl von rund 1500 Seelen, ungefähr 350 Familien und vielleicht 300 Häuser, gegen 10 Bäcker, 2 Metzger, 7 Schreiner, 3 Zimmerleute, 2 Dachdecker, von denen einer auch noch den Beruf des Musikers ausübte, 5 Hufschmiede, 2 Nagelschmiede, 3 Schlosser, 3 Faßbinder, 1 Stellmacher, 1 Drechsler, 1 Seiler, 1 Glaser, 4 Schneider und 11 Schuhmacher, 2 Sattler, von denen einer außerdem Pförtner am Kölntor war, merkwürdigerweise wird in der Unterlage nur 1 Maurer angegeben, der gleichzeitig auch noch als Metzgergeselle fungierte; Kaufleute gab es 6, Uhrmacher wohl 2 und 2 „Chirurgen“. Auf die übrigen Berufe, und jene interessanten, heute beinahe als Kuriosum anzusehenden Betätigungen, wie Hofzimmerputzer,

Hofschweitzer usw. einzugehen, verbietet Raum und Gegenstand der Abhandlung. Die Leinweber verarbeiteten das Garn, welches die Brühlerinnen aus dem selbstgezogenen Flachs mit dem Spinnrad gesponnen hatten. Zum Bleichen der Leinwand benutzten die Weber meist die Wiese am „Meer“, jenem am längsten erhaltenen Stadtgraben - Überbleibsel, die sogenannte „Bleiche“. Diese wurde übrigens auch von zahlreichen Hausfrauen in der gleichen Weise für ihre Wäsche genutzt. Auf diese Weise erhielt der an der Karlshalle, zwischen Wall- und Mühlenstraße gelegene Platz seinen Namen.

In der Stadt bestanden in den Jahren 1880 bis 1890 drei Gerbereien, die sämtlich das für ihren Betrieb notwendige Wasser aus dem Stadtgraben, bezw. aus den davon übriggebliebenen Bächen entnahmen. In der Burgstraße war die Gerberei Koßmann (heute Wohnhaus Olsowski, Nr. 5) Meisgen in der Wallstraße (jetzt Wohnhaus Fey, Nr. 113) und im Janshof die Gerberei Becker (Uhlstraße Nr. 52a). Im Janshof entnahm man das Wasser einem Kanal, der an der „Klotzburg“ (das Wohnhaus erhielt diesen Beinamen nach den großen Kugeln, die früher die Fassade zierte) in der Wallstraße vom „Meer“ abzweigte und im großen Garten des Janshofes in einem kleinen Teich endigte. Von diesem Teich ging wieder eine Leitung ab, die das Wasser zum, am Steinweg gelegenen, Brasselshof hinführte, wo es im landwirtschaftlichen Betrieb gebraucht wurde.

Von einem derartigen Kanal hören wir auch beim Ippenbach. „Der Besitzer des (früheren; d. Verf.) Eckhauses Kölnstraße und Kirchgasse Jakob Koch war auch Eigentümer der hinter den Nachbarhäusern gelegenen Gärten, an deren Westgrenzen der sogenannte Ippenbach vorbeifloß. In dem betreffenden Kaufakte (es handelt sich um den Hauskauf durch den obengenannten Peter Bollenbeck; d. Verf.) heißt es: „Herr Koch als Besitzer des Gartens zwischen dem sogenannten Ippenbach und dem gegenwärtig verkauften Hause ist verpflichtet, von dem Ippenbach durch seinen Garten bis zu dem Hofe des hier in Rede stehenden Hauses auf seine Kosten einen Kanal zu bauen und das Wasser von dem Bach bis auf den Hof zu führen, wo der Eigentümer des gegenwärtig verkauften Hauses dasselbe in einem Behälter auffangen und benutzen kann.“

Im 18. Jahrh. wird auf dem Fischmarkt noch eine Ölmühle angeführt. Wohngebäude des Ölmüllers war das heutige Wohnhaus Sölla (Fischmarkt Nr. 9). Die Ölmühle selbst stand auf der gegenüberliegenden Seite des heutigen Fischmarktes am Donnerbach und benutzte das Wasser desselben als Antriebskraft. Außerhalb der Stadt, an ihrer Nordwestecke, trieb der Mühlenbach die Stadtmühle, die in der ersten Nachkriegszeit zu Wohnungen umgebaut wurde.

Eine Gebrauchswasserquelle war ebenfalls das sogenannte „Löfge“ in der Wallstraße an der Stelle des Hauses Nr. 55 (Hürten); hier wurde das Wasser aus dem „Meer“ in einen Tümpel an der Straße geleitet, um u. a. als Löschwasser bereit zu stehen. Diese Wasserstelle verschwand gegen 1880/90.

Die Brandgassen

Recht mühsam und wenig erfolgreich war bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts die Schadenfeuerbekämpfung zu Brühl. Über 100 Jahre alte Brandspritzen,

Das große Musterring - Möbelhaus im Landkreis

MÖBELHAUS JEAN PFEIFFER OHG.

BRÜHL, UHLSTRASSE 94 und 98-108

Besichtigen Sie bitte unsere 16 Schaufenster, worin wir Ihnen in modernen, sowie in Stilmöbel die schönsten Modelle zeigen. / Eigene Werkstätten.

Bei allen Reiseplänen beraten wir Sie kostenlos und unverbindlich.

**Amtliche Fahrkartenausgabe
für In- und Ausland**
Pauschalreisen * Flugscheine
Platzkarten * Schlafwagen
Gepäck- und Unfallversicherung



Stadt. Verkehrsamt Brühl

Vertretung: Deutsches Reisebüro G.m.b.H.

Brühl, Bez. Köln - Am Markt - Tel. 2738

lederne Brandeimer und eine sehr mangelhaft organisierte Selbsthilfe konnten in der Regel wenig ausrichten. Bis an die in Frage kommende Wasserstelle stellten die freiwilligen Helfer sich in meist langer Reihe auf und dann wanderten gefüllte und leere Brandeimer von Hand zu Hand, um Wasser herbeizubringen. Nach den Löschwasserquellen hin hielt man an wichtigen und günstig gelegenen Stellen Zugänge frei, um bei Bränden ungehindert Wasser entnehmen zu können. Von solchen Zugängen ist schon in der „Achten und scheffenfrage“ die Rede. Die angeführte Urkunde sagt u. a.: es soll sein ein offen gaß zwischen Thomas Schuhmacher, nun Johan von Schwadorff, und Severin Brever, nun Simon Bodefee (der letztere amtierte 1674 als Bürgermeister, d. Verf.), unterkeller, bis uf die genante Ippenbach und im fall einiger hinder daran were, soll abgeschafft werden in der not.“ Es handelt sich hier um eine der sogenannten „Brandgassen“, die wohl mit dem obenangeführten, heute verschwundenen, Verbindungsweg zwischen Markt-Platz und Hospitalstraße gleichzusetzen ist. (Vergl. Plan von Brühl um 1845; erschienen bei Simon Schropp u. Co., Berlin; dieser Plan beruht wahrscheinlich auf Unterlagen aus der französischen Zeit). Sie befand sich zwischen zwei Häusern, die auf dem Markt-Platz an der Stelle des Hauses Nr. 3/5 (jetzt Hähnle) standen und war im vergangenen Jahrhundert zuletzt noch von dort bis zum Ippenbach vorhanden.

Bei größeren Brandkatastrophen oder in der wasserarmen Jahreszeit konnte es wohl vorkommen, daß die Pumpen und der Ippenbach als Wasserlieferant nicht genügten; dann mußte auf die Wassertümpel und Jauchegruben zurückgegriffen werden. War der Stadtgraben in erreichbarer Nähe, so nahm man das Löschwasser aus demselben. „Desgleichen soll auch ein offen gaß sein und gehalten werden zwischen Johan Blankenheims erben, nun Jacob Reuffer, und Severin Schauff, vorhin Joachim Schencks erben behausungen bis auf den pohl im Fonster- nun Lutzerathshoff und zur not fort bis an den wal und statmuer.“ Hier handelt es sich um die Jauche- bzw. Dunggrube im Janshof (von „Johanneshof“; er wird 1698 bewohnt von Johan Sürd, Halfwin im Lutzenrotter- nun jetzt) Sioniter Hof“; Festschrift d. Seb. Sch.-Bruderschaft, 1914, S. 26 f.). Die genannte Gasse wurde auch als „Sionitergasse“, d. i. die Einfahrt des Janshofes von der Uhlstraße aus, bezeichnet. Von dessen Dunggrube mußte weiterhin ein Weg für den Notfall offen bleiben, um zur Wallstraße und darüber hinaus zum Stadtgraben, d. h. späteren „Meer“ zu kommen. Das „Meer“ war hier zuletzt nur noch als schmaler Graben erhalten, in den man das Wasser hineinleitete, um es bei Bränden zur Verfügung zu haben. Gegen 1907 wurde der allerletzte „Meer“-Rest an der „Bleiche“ zugeschüttet. Zwischen den Wohnhäusern Nr. 7 und 9 auf der Wallstraße, an der „Klotzburg“ ist als Zugang zu diesem Hause noch ein Teil dieser Brandgasse erhalten, die in der „Achten und scheffenfrage“ im Zusammenhang mit dem Janshof genannt wird. Eine weitere ehemalige Brandgasse zum „Meer“ ist auf der Wallstraße zwischen den Häusern Nr. 29 und 31 als Toreinfahrt noch vorhanden.

Auf der Uhlstraße, zwischen den Häusern Nr. 83 und 85, am Fahrradhaus Krämer, führte ein etwa 3—4 Meter langer Gang zu einer Schöpfstelle im Donnerbach, wo, wie an dem bereits genannten „Löffge“ in der Wallstraße u. a. Löschwasser geholt werden konnte.

Als Brandgassen müssen auch die Uferpfade am Ippenbach gewertet werden: „also daß man zu beiden seiten jeder mensch zur not mit zweien emmeren waßers ruhelich dalingen gehen möge.“ Wie der größte Teil des Ippenbaches, so hatten auch die einst überaus wichtigen Brandgassen, nach Einführung der städtischen Wasserleitung, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren.

Aus der Geschichte unserer Stadt weiß man von der großen Rolle, die Ippenbach und Brandgassen, Brunnen und Gräben in der Vergangenheit gespielt haben. Erst die Einrichtungen der modernen Zivilisation haben sie verdrängt und ersetzt. Aber auch im Vergangenen steckt noch manches Wertvolle, manche Lehre für die Gegenwart. So darf z. B. angenommen werden, daß die angeführten Brandgassen sich nicht der Reihe nach in städtischem Eigentum befanden oder je in dasselbe gelangt sind. In den meisten Fällen, die in der um 1670 herausgekommenen „Achten und scheffenfrage“, geregelt sind, wird die Auswertung des Eigentums in einer bestimmten Richtung den Eigentümern vorgeschrieben und ihnen das Mitbenutzungsrecht der Allgemeinheit auferlegt worden sein. Die späteren Stadtverwaltungen haben ebenfalls in diesem Sinne verfahren. Der Ippenbach ist zwischen den Straßenzügen, in seinem trockengelegten Teil an die Anlieger gefallen und von jeher hat der Zugang zum Janshof (Sionitergasse) seine Instandhaltung durch dessen Eigentümer erfahren. Die alten Brandgassen auf dem Markt-Platz, der Wall- und Uhlstraße, werden ebenfalls von den Anwohnern genutzt. Jene alte Urkunde zeigt uns in der Behandlung von Eigentum und Besitz, daß man damals schon die Rechte des einzelnen im Interesse der Allgemeinheit einer notwendigen Beschränkung unterwarf. Als Selbstverständlichkeit wird hier ausgesprochen, daß juristische Fähigkeiten und Rechte, auch das weitgehende Recht des Eigentums ihre Schranke in den Lebensnotwendigkeiten der Gemeinschaft finden. Eine uralte Erkenntnis unseres Rechts- und Gemeinschaftslebens, die — in dem Leitsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, wieder zu einem Hauptgrundsatz unseres volklichen Lebens geworden ist.

(Schluß)

Blumen und Frauen

Seit alten Zeiten ertönt es, und doch ist es ewig neu, das Lied von den Blumen und Frauen. Schon im Hohen Lied Salomons, einem Idyll der Hebräerpoesie heißt es an einer Stelle: „Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern“. Von jeher haben die Dichter aller Völker Blumen und Frauen in einen Zusammenhang gebracht. Aus der klassischen Zeit des griechischen und römischen Altertums klingt das Lob der Blumen und Frauen hinüber in das Mittelalter durch die Lieder der dem deutschen Minne-gesang verbindlichsten Troubadours, durch die Balladen eines Dante, die Sonette eines Petrarca, Kanzonen und Madrigale eines Tasso, und viele andere Dichter und Dichtungsarten gehen in diesem Thema auf. Die ganze Poesie des Orients erscheint wie eine unerschöpfliche Variante eines und desselben Themas Blumen und Frauen. Ein tie-

Ofenhaus Johannes Wichterich und Sohn

HAUS- UND KÜCHENGERÄTE — — EISENWAREN

Brühl, Uhlstraße 64 und 66 Fernspr. 2273
Ältestes Geschäft am Platze.

ÜBER

PETER KLUG

UHREN - GOLDWAREN - OPTIK
WMF-BESTECKE

1855

100

1962

JAHRE

BRÜHL BEZ. KÖLN, UHLSTR. 63 - FERNRUF 2494

Lieferant aller Krankenkassen.

fer Zusammenhang scheint zwischen beiden zu bestehen. Mancher Blumenname ist Frauennamen geworden, man denke nur an Georgine und Rosa und umgekehrt sind Blumen nach Frauen benannt; z. B. bei der Hortensie. Ein Botaniker brachte diese Blume nach Europa und gab ihr den Namen Hortensie. Das war der Vorname einer ihm nahestehenden Dame der Pariser Gesellschaft, Hortensie Lepeau. Verschiedene Rosen sind nach bekannten Frauen benannt, wie die Teehybrida „Kaiserin Auguste Viktoria“, und die „Kronprinzessin Viktoria“. Einige Pflanzennamen bilden Zusammensetzungen mit dem Worte Frau. Der deutsche Name Frauenschuh (Cypripedium Calceolus) der herrlichsten deutschen Orchidee ist uns nicht unbekannt. Mit dem Erwachen des Lenzes erscheint auf den Wiesen der Frauenmantel, (Alchemilla vulgaris), dessen junge Blätter vor der Entfaltung einem Frauencap ähneln. An Ackerrändern taucht schon mal der Venus- oder Frauenspiegel mit seinen schönen, veilchenblauen Traumaugen auf. In ein solches Auge könnte sich ein junger „Schwärm“ verlieben. Dagegen zahlreich erscheint unter den Sommerblumen des Feldes der Frauenflachs, das Gemeine Leinkraut (Linaria vulgaris) mit einer Menge gelber Blüten. Die Kinder nennen diese Feldblume Löwenmaul, ein Name, der einer verwandten Gartenblume zukommt. Wenn die Sonne im Zenith steht, begegnet uns überall das Frauenbettstroh, das Johanniskraut (Hypericum perforatum), ein sehr gutes Heilkraut, das auch zur Kräuterweihe in einem Strauß mitgebracht wird. Den Namen Frauenbettstroh führte auch der nach Kumarin duftende Waldmeister bis ins Mittelalter hinein, weil das Kraut, wo es in Menge vorkam, zum Füllen der Bettsäcke verwandt wurde. Eine Topfpflanze ist unter der Bezeichnung Frauenhaar bekannt, mit Blättern dünner als Gras. Wer kennt nicht das Frauenherz, auch Hängendes Herz genannt, (Dicentra formosa), eine rotblühende Gartenblume, der aus Nordamerika stammende Kappenmohn. In langsam fließenden Stellen der Mosel wächst auf dem Boden das Nixkraut oder die Najade, (Najas major) lebt im Wasser wie eine Nixe.

In der alten Mythologie ist häufig davon die Rede, wie Blumen ihr Entstehen Frauen verdanken. Die stolze Lillie führt ihr Dasein auf Juno, der römischen Göttin zurück, aus Milchtropfen entsprossen, darum auch schon Rosa Junonis genannt. Die Myrte erwuchs dem Leichnam einer Nymphe, die von Minerva aus Eifersucht getötet wurde. Eine Seejungfer, die als Elfe zu mitternächtlicher Stunde auf dem Wasser tanzt, ist nach altgermanischer Sage die Seerose. Und das Vergißmeinnicht! Der geliebte Bräutigam ist dahingeschieden und spricht als letztes Wort: „Vergiß mein nicht!“ Die betrübte Braut pflanzte das blaue Blümchen auf den Grabhügel und nennt es pietätvoll „Vergißmeinnicht“. Und nun gar um die Rose; der Blumen schönste, die der griechische Dichter Anakreon aus dem Schaume geboren läßt, der an den Gliedern der dem Meere entsteigenden Aphrodite hing, rankte sich ein förmlicher Sagenkreis, in dem zumeist Frauen eine Rolle spielen, und stets galt die Rose als Symbol von Frauenschönheit und Frauentugend. Bereits in der Knospe stellt die Rose das Sinnbild alles Lieblichen auf Erden dar, der Unschuld, der Jugend, der Hoffnung, der ersten keimenden Mädchenliebe, der ihrer Schönheit noch unbe-

wußten Jungfräulichkeit. Goethe singt von ihr:

„Rosenknospe, du bist dem lieblichen Mädchen gewidmet, die als herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt“.

Zu allen Zeiten sind den Frauen Huldigungen in Gestalt von Blumen dargebracht worden, und diese schöne, zarte Sitte hat sich bis heute erhalten. Wo immer eine Königin oder eine andere Fürstin ihren feierlichen Einzug hält, eine einfache Frau zum Traualtar geleitet wird, da werden Blumen getragen und gestreut als Zeichen ehrfurchtsvoller Ergebenheit und Treue oder als Symbol liebevollen Grußes. Napoleon I. widmete seiner ersten Gemahlin Josephine von Österreich jedes Jahr einen prächtigen Strauß frischer Veilchen, die die Fürstin sehr liebte. Diese zarte Aufmerksamkeit hinderte den um den Fortbestand seiner Dynastie besorgten Korse nicht, sich durch Senatsbeschluß von ihr scheiden zu lassen, da der Erbe ausblieb. Der Königin Luise überreichte Napoleon, bei ihrer Abreise von Tilsit mit ausgesuchter Galanterie eine Rose. Zuerst eine Gebärde der Ablehnung. Dann aber überwand sie sich und nahm die Rose an mit den Worten: „Zum mindesten, Sire, mit Magdeburg.“ Napoleon erwiderte, kalt bis ans Herz hinan: „Mais je ferais remarquer à votre Majesté, que cest moi, qui la donne, et vous, qui allez la recevoir,“ d. h. „Aber ich muß Euer Majestät bemerken, daß ich es bin, der die Rose gibt, und daß Sie es sind, der sie empfängt.“ Mit harten Worten vernichtete Napoleon die zarte Aufmerksamkeit, die er der königlichen Duldlerin zugebracht. Friedrich Rückert hat in seinem Gedicht „Magdeburg“ zornentflammt die Rosenszene verurteilt. Die Blumen sind aber durchaus nicht ein Privilegium bevorzugter Gesellschaftskreise, auch die einfache Frau des Volkes hängt an Floras lieblichen Kindern mit ganzem Herzen, auch für sie sind die Blumen äußerlich erkennbare Zeichen der Liebe und Dankbarkeit. Es werden die Blumen von den Frauen aller Stände mit gleicher Liebe und gleicher Sorgfalt gehegt und gepflegt, sind ihr schönster und trauester Schmuck. Sei es nun die blaue Kornblume, mit der die russische Bäuerin sich schmückt oder die rote Nelke der Neapolitanerin, sei es die Granatblüte, welche Spaniens Tochter ans Mieder steckt, oder die Alpenrose der Bewohnerin des Hochgebirges, der Grundzug überall derselbe, die Liebe der Frauen zu den Blumen. In allen Rang- und Altersstufen schmückt sich die Frau mit frischerblühenden Kindern des Lenzes und Sommers. Gern verleiht sie der zartsinnigen Blumensprache Ausdruck, wobei sich Geschmacks- und Gemütsstiefe verrät, ob beim einfachen Marktstrauß oder in der höheren Blumenbinderei. Feines Verständnis und Schönheitssinn offenbart sich, wenn es gilt, die Tafel mit Blumen zu schmücken oder Blumen in Vasen zu ordnen. Als Nataly von Eschthuth, die Gattin des Majors von Knobelsdorf einmal Besuch empfing, schilderte dieser, wie diese Frau in geschmackvoller und elegantester Diener-toilette mit ihren kleinen Händen auf der Tafel die Blumen, gelbe, rote und blaue sehr sinnig in den mecklenburgischen Farben zusammenstellte. Selbst an Fenstern bescheidener Dorfhäuschen sieht man oft, wie hinter den Scheiben sich die zitternde Hand des Großmütterchens ihrer Geranien, Fuchsien, Betunien annimmt. Am Muttertag besteht die schöne Sitte, der Mutter zu gedenken, und wenn es auch nur Blumen sind, um Liebe und Dankbarkeit zum Ausdruck zu brin-

Ja - täglich lohnt sich der Weg zu uns.

Ihre günstige Einkaufsstätte für:

- **Textilwaren**
- **Haushaltwaren**
- **Konfitüren**

Brühler Kaufhaus

o. H. G.

Brühl, Uhlstraße 36-40

Wesseling, Hauptstraße 62

gen oder sie dahinzutragen, wo die Liebe einer Mutter ruht. Schon die kleinen Mädchen zeigen ihre Blumenliebe. Da blüht am Zaun die Zaunwinde in weißer Schönheit, rötliches Geäder durchzieht ihre Blumenkrone, zäh hält ihre Ranke die Schönheit fest. Aber gleich sind die Mädchen dabei und legen sich Blumen und Ranke um Kopf und Hals, und stolz ziehen sie in diesem Schmuck einher. Und erst die echte Volksblume, das Gänseblümchen. Da geht so ein kleines Ding kaum vorbei, es pflückt und pflückt soviel seine kleinen Fäustchen fassen können für Mutti. Mit Geschick winden ältere Mädchen vom Gänseblümchen und der großen Margaretenblume Kränze, um sich damit zu krönen. Letztere dient auch als Orakelblume. „Es regt sich was im Odenwald.“ Man befragt das Schicksal, zupft die Strahlenblütchen einzeln ab und spricht abwechselnd bei jedem fallenden Strahl: „Er liebt mich, er liebt mich nicht.“ Oft wird dem Orakel Zwang angetan. Sieht die Fragende, daß der letzte Strahl eine negative Antwort gibt, zieht sie den letzten mit dem vorletzten ab, der da sagt: Er liebt mich, und das schwärmende Herz ist zufrieden.

Die Frauen selbst werden oft mit Blumen verglichen. Da sind es besonders die Poeten des Orients, die hier oft Überschwengliches leisteten. So singt der persische Dichter Hafis von seiner Geliebten, daß die „Hyacinthe ihre Locken kräuselt,“ und in Firdusis Königsbuch wird Tehmins, die Tochter Königs von Sennengau wie folgt gepriesen: „Zwei Brauen waren Bogen, zwei Locken Ketten gleich, der Wuchs war die Zypresse, gewiegt von einem Hauch; zwei Wangen waren Lilien, gefärbt mit Rosenblut, zwei Arme Edenszweige, getaucht in Ambraflut.“ Und in den der orientalischen Poesie vollständig nachempfundenen Liedern heißt es einmal von Mirza - Schaffy, daß er die Zuleikha, sein Mädchen, mit Rosen auf duftigem Blumenfeld vergleiche. An einer anderen Stelle besingt er sie mit den Worten: „Was ist der Rosen Blütenkelch, dran Nachtigallen nippen, wohl gegen deinen Rosenmund und deine Rosenlippen!“ Wenn ferner Goethe von dem „jungen, morgenschönen“ Heideröslin singt oder von dem Blümchen, welches in dem Schatten des Waldes steht, sagt:

„Ich grubs mit allen
den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's
am hübschen Haus,“

was anders ist es, als das Mädchen, die erblühende Mädchenblume, die der Dichter unter den Blumen versteht.

Von allen Blumen ist es meist die Rose, die einer Dame als Ausdruck inniger Zuneigung, Verehrung oder Dankbarkeit überreicht wird. Ritter, die die Farbe ihrer Dame verteidigten, bekamen oft als Lohn die Rose. Die Ritter, die in den Turnieren als Sieger hervorgingen, empfingen ihren Lohn aus zarter Frauenhand in Form von Blumen. Auch in den Liebeshöfen der Troubadours war es eine Blume, oft eine Rose, welche die Dame ihrem Sänger überreichte, ein köstlicher Dank. Und als die schöne Gräfin von Toulouse dort die Blumenfeste stiftete, war eine Rose aus purem Gold der erste Preis für das schönste Lied. Bei den Kölner Blumenspielen, an denen auch die Königin von Rumänien unter dem Namen Carmen Silva erschien, erhielten die Verfasser der besten Gedichte oder Prosa von einer Dame eine goldene Rose oder Nelke. Auch der Kölner Schriftsteller Laurenz Kiesgen wurde dabei einmal ausgezeichnet.

Das Märchen vom Dornröschen ist eine poetische Verherrlichung der Blumenkönigin, die hinter ihren Dornhecken schläft, bis die Frühlingssonne sie zu neuem Leben erweckt. Der Frauenname Rosa oder Rosalia hängt mit der Rose zusammen. Im Orient wurde in alter Zeit ein Tag bestimmt, die Gräber mit Rosen zu schmücken und die Grabsteine mit Rosenöl zu salben. Diesen Tag nannte man Rosalia, welche Bezeichnung später als Eigenname getragen wurde. Gehen wir



die Gemäldegalerien durch, da ist selten ein Frauenbildnis ohne Blume. Ich erinnere an die Gemälde Madonna im Rosenhag, Madonna mit der Lilie, Madonna mit dem Veilchen.

Bekannt ist die Legende von der hl. Elisabeth von Thüringen. Sie wollte eines Tages mit einem verhüllten Korb voll Gaben zu den Armen gehen, als ihr der Landgraf, ihr Gemahl entgegentrat und mit barscher Stimme nach dem Inhalt des Korbes fragte. Mit zitternder Stimme kam es von ihren Lippen: „Rosen, Herr.“ Und als sie auf sein stürmisches Verlangen den Korb öffnete, schaute der Grimme eine Fülle duftender Rosen, und er zog beschämt von dannen, und die Landgräfin konnte mit wirklichen Gaben zu den Armen gehen. Die Liebe der Frauen zu Blumen findet ihren Niederschlag auch in den blumenreichen Kleiderstoffen. Da reiht sich auf den Frühjahrskleidern Blume an Blume, teils in natürlicher Wiedergabe, teils stilisiert oder als Phantasieblumen. Die Gewänder müssen mit der blumenreichen Natur harmonisieren, wenn diese in Farben prangt. Bei festlichen Anlässen trägt die Frau geschmackvoll angestechte Sträußchen und Guirlanden, in feurigem Rot leuchtet eine Nelke oder Rose aus dem schwarzen Haar. Und was die Frau an Blumenstickerei hervorbringt, macht die Liebe zur Blume zum Kunstsinne, und Poesie und Harmonie wird hineingestickt in wunderbarer Verschmelzung. Vor etwa einem Menschenalter beschäftigten sich die Frauen in ihrer Muße mit Filigranarbeit, mit Herstellung künstlicher Blumen. Und nun die Frauenhüte! Da schmiegt sich eine rote Rose um den Rand des wiegenden Florentiners der jungen Dame oder flatternder Mohn schaukelte auf der Krempe des Hutes. Der rote Mohn wurde mit Vorliebe als Hutschmuck verwandt. Je nach der Bevorzugung der einen oder andern Blume erschienen ganze Sträußchen am Hut, Vergißmeinnicht, Veilchen, Primeln, Kornblumen.

Die Liebe zu den Blumen, die jedem Naturfreund eigen ist, hat der Blumenzucht einen gewaltigen Auftrieb gegeben. Und seit Flugzeuge Blumen aus den Tropen bringen, stehen wir oft mitten im Winter vor den Blumengeschäften wie vor dem leuchtenden Frühling in Pracht und Farbe, dabei ein Schild mit der Aufschrift: „Laßt Blumen sprechen!“ Dies ist nun mehr als eine nüchterne Reklame. Die Blumensprache ist eben die Kunst, Gedanken und Empfindungen durch die Blume auszudrücken. Die Blumensprache, ursprünglich eine bloße Begrüßung, ist eine Erfindung des Orients, wo sie dem in der Einsamkeit gehaltenen weiblichen Geschlecht stets als Dolmetscher in Liebesangelegenheiten diente, und nach Land und Sitte verschieden ist.

Sarg Sechtem

übernimmt alles bei Sterbefällen.

Brühl, Bonnstraße 16 - Tel. 2564

Die im Orient übliche Blumensprache gründet sich auf den Namen der Blume, während bei uns auch aus gewissen diesen eigentümlichen oder angedichteten Eigenschaften hergenommen ist. Aus der mittelalterlichen, höfischen Poesie stammt unsere Auffassung der Lilie als Sinnbild der Unschuld und Reinheit, der Rose als Symbol der Liebe und Freude, das Veilchen als Sinnbild der Bescheidenheit, die Kornblume als Zeichen der Anhänglichkeit und Verehrung. Den Löwenanteil an all der Blumenherrlichkeit fällt der Frau zu, in all ihren Altersstufen, allen Berufen, im Blumengeschäft, auf dem Blumenmarkt, in Gärtnereien; denn sie gehören zusammen. Blumen und Frauen. Und eine magische Kraft geht von der Blume aus. Drücken einmal trübe Wolken auf Liebe und Gemüt in der Häuslichkeit, ein Blumenstrauß, und still verziehen sich die Wolken, und am häuslichen Himmel scheint wieder Sonne wie zu Kölle, „wo die Kinder komme laachend op de Welt, wo mer alles got maht met nem Bloomestruuß.“

Peter Reinermann

Der Chronist berichtet:

Mit dem Ende des verflorenen Schuljahres haben die Ursulinenschwestern Brühl verlassen. Die seit dem Jahre 1893 von ihnen betreute höhere Mädchenschule an der Kaiserstraße wird seit April in der Trägerschaft des erzbischöflichen Generalvikariates als „Mädchengymnasium St. Ursula“ weitergeführt. Mit diesem Wechsel hat für Brühl ein bedeutendes Kapitel seiner Schulgeschichte der jüngeren Zeit seinen Abschluß gefunden. In einer Feierstunde im vollbesetzten Saale des Belvedere hat Brühl am 28. März die Schwestern in würdiger Form verabschiedet. Vertreter der Stadt, der Kirchen beider Konfessionen, der Lehrerschaft und des Kultusministeriums sprachen den scheidenden Schwestern den Dank für ihr siebenjähriges, verdienstvolles Wirken aus.

Die Ursulinenschule verdankt ihr Entstehen den Bemühungen des Brühler Oberpfarrers und Dechanten und nachmaligen Ehrenbürgers Richard Bertram. Sie wurde am 18. April 1893 zunächst in einem angemieteten Wohnhause an der Kölnstraße eröffnet. Schon im folgenden Jahre konnten die Schwestern an der Kaiserstraße ein Grundstück käuflich erwerben und mit dem Bau des heute noch bestehenden Schul- und Klostergebäudes beginnen. Der Schule war lange Jahre ein Internat angegliedert. In der Zeit von 1940 bis 1945 wurde die Schule, nachdem sie von den damaligen Machthabern den Schwestern enteignet worden war, als städtische Einrichtung betrieben.

Es ist erfreulich, daß die Schule nach dem Weggang der Schwestern in neuer Trägerschaft weitergeführt und außerdem noch zu einer Vollanstalt ausgebaut werden konnte und es ist von der Brühler Bürgerschaft dankbar zur Kenntnis genommen worden, daß der neuen Schule in Würdigung der Verdienste der Ursulinenschwestern der Name „Mädchengymnasium St. Ursula“ gegeben worden ist.

Jakob Sonntag



Brühl, Markt 14

Brühl-Badorf-Pingsdorf, Auf der Kehre 10-12

Mitteilungen des Brühler Heimatbundes

In den Ferienmonaten Juli und August finden keine Versammlungen statt. Dagegen sind einige Autofahrten mit Besichtigung in Aussicht genommen. Die Termine werden rechtzeitig durch die Tageszeitungen bekanntgegeben.

Alle Heimatfreunde werden gebeten, sich für die Werbung neuer Mitglieder einzusetzen. In diesem Jahr ist bereits ein Zuwachs von 20 neuen Mitgliedern zu verzeichnen. Wir machen nochmals auf die Vorteile aufmerksam, die jedes Mitglied genießt. Bei einem Jahresbeitrag von DM 4,— erhält jedes Mitglied die Brühler Heimatblätter 1/4jährlich kostenlos zugestellt. Der Eintritt zu den monatlichen Versammlungen jeden 2. Dienstag im Monat außer den Ferienmonaten ist frei. Außerdem finden Autofahrten und Wanderfahrten mit Besichtigungen zu verbilligten Preisen statt. Schließlich ist den Mitgliedern Gelegenheit geboten zu verbilligten Preisen an Studienfahrten der nachstehenden Vereinigungen teilzunehmen, denen der Brühler Heimatbund als Mitglied angehört:

Rheinischer Heimatbund e. V., Neuß

Rheinische Vereinigung für Volkskunde, Bonn

Heimatverein „Alt Köln“, Köln

Erstes Brühler **MÖBELHAUS** **GEBRÜDER ZINGSHEIM**

BRÜHL, Uhlstraße 21/23 - Ruf 2667

Böningergasse 11-13

noch größer,

leistungsfähiger und

preisgünstiger als bisher